

Wenn Krüppel tanzen und Stumme singen

Integration mit Kosenamen

Duon po sa Amin

»*Duon po sa Amin, Bayan ng San Roque
may nagkatuwaan apat na pulubi
sumayaw ang pilay, kumanta ang pipi
nanood nga ang bulag, nakinig ang bingi.*«

Mary Lou U. Hardillo

In unserem Dorf San Roque, so lautet dieses philippinische Volkslied, unterhalten sich vier Bettler – der Krüppel tanzt, der Stumme singt, der Blinde schaut sich alles an und der Taube hört zu. Für Europäer, die mit den komplexen philippinischen sozialen Umgangsformen nicht vertraut sind, mag ein solches Lied unsensibel, wenn nicht gar verletzend klingen.

Noch heute erinnere ich mich sehr gut an die meisten Vornamen der Bewohner des Barrio (Dorfes), in dem ich aufwuchs. Aus unerfindlichen Gründen war unser Dorf mit etlichen (behinderten) Personen gesegnet, deren Vornamen nur in Verbindung mit Spitznamen auftauchten, deren Spitznamen weitaus tiefer in unserem Gedächtnis haften blieben. Da war beispielsweise Mang Pepeng *Bulag*, der, auf einem Auge blind, den Baseballplatz betreute. Es hatte den Anschein, als genoss er die Scheingefechte mit den Männern, die ihn Blinder riefen. Dann gab es *Puti*, auf deutsch »weiß«, ein Albino, dessen richtigen Namen wir nie erfahren haben. Meine ältere Schwester hatte einen Verehrer namens Fred *Kabaya* – Fred, das Pferd. Er erlangte einen unerwarteten Berühmtheitsgrad als der Film »A Man Called Horse« im Kino spielte. Später erst erklärte unsere Mutter den Ursprung des Namens: Ein Pferd hatte den armen Fred im zarten Bur-schenalter gekickt, seitdem verziert eine hässliche, tiefe Narbe seine Stirn. Sie wurde überdies von einem Peping *Bulldog* verehrt und es bedarf wenig

Phantasie sich vorzustellen, warum er diesen Spitznamen trug. Dessen jüngerer Bruder war ebenfalls ein »tough guy« namens Erning *Duling*, Erning, der schielt.

Spitznamen und Dorfgespräch

Wie in vielen philippinischen Dörfern spielten persönliche Beziehungen eine herausragende Rolle. Die Dorfbewohner kannten sich untereinander. Kinder besuchten jahrelang die gleiche Schule, Väter blieben bei ihren Jobs, während die Mütter den stetig gleichen Rhythmen des Haushaltens, Einkaufens, kirchlicher und diverser dörflicher Aktivitäten nachgingen. Mobilität gab es kaum. Das änderte sich erst mit dem Vordringen der Fabrikarbeit und der Schaffung von *subdivisions*, neuer Wohnviertel, in denen sich dann nach und nach Fremde niederließen. Dennoch erinnern sich die Leute noch heute lebhaft an Ben *Bakla*, den Schwulen, Erning *Kuba*, den Buckeligen, Boy *Kilay*, die Augenbraue und an den berühmtesten von allen – an Tita (Tante) *Gunding*, den Marktschwulen. Interessanterweise kriegten Frauen keine Spitznamen verpasst, die ihre Behinderung anzeigten, außer einem Mädchen, das wegen ihrer Hasenscharte *Inggot* genannt wurde. Statt dessen werden Frauen bis heute häufig nach ihren Männern benannt, um so eine *Inday* Juan von *Inday* Julio zu unterscheiden. Männer wurden auch mit darstellenden Kosenamen belegt wie Totoy *Hika*, der Asthmatiker, ein Barrio-»Kollektor«, der Wetten für das verbotene, doch geduldete Spiel Jueteng sammelte, oder Toniong *Pilay*, der Krüppel. Dieser war der Stolz der Gemeinde, weil er zur Weihnachtszeit kunstvolle Laternen herstellte.

Die Autorin ist Vorsitzende des Philippine Women's Forum Germany e.V. und Philippinen-Dozentin an der Akademie für Internationale Zusammenarbeit (AIZ) in Bad Honnef.

Der Umgang in der Stadt

In den Städten sind solch direkte Behinderten-«Taufen» selten, dafür aber sieht sie man sie ins »big business« integriert. Es gibt eigens Cafés und Bars, in denen Liliputaner bedienen. Mit großem Selbstbewusstsein warten sie draußen vor der Tür auf Kunden und genießen ihren Feierabend in den benachbarten »normalen« Restaurants, ohne dort von anderen angestarrt zu werden. Es gibt auch Restaurants, wo man das Essen mit entsprechenden Gesten bestellt. In diesen Restaurants findet man alles außer Ruhe, da die taubstummen Kellner und Kellnerinnen sich gegen die lauter werdende Kundenschaft mit ebenfalls geräuschvoller werdender Gebärdensprache durchsetzen müssen. Ausländer würden wahrscheinlich entsetzt oder unangenehm berührt sein, sähen sie, wie das in philippinischen Restaurants nicht selten der Fall ist, blinde Musikanten, welche die dinierenden Gäste unterhalten.

Behinderte sind auch ein integraler Bestandteil solcher Institutionen wie der Kirche. Auf Kirchhöfen verkaufen sie Lotterietickets, Kränze, Gebetbücher oder Putzlappen. Es ist undenkbar, sich eine Kirche in den Philippinen ohne Bettler vorzustellen, es sei denn, man besucht eine Kirche in den streng bewachten exklusiven Villages der Reichen. Dass sich, wie in Europa durchaus alltäglich, ein Bus voller behinderter Menschen auf eine Stadtbesichtigung begibt, ist in den Philippinen nach wie vor ungewöhnlich. Sonderschulen mit eigenem Busservice sind die Ausnahme, und sie befinden sich nur in den Großstädten. Behinderten Kindern bleibt nur die Option, sich gesellschaftlich zu integrieren. Lebhaft erinnere ich mich an Bodjie, der ohne Krücken nicht gehen konnte. Er aber war ein überaus beliebtes Mitglied der »Kanto Boys«, junge Männer, die sich vor dem Dorfgeschäft trafen, um gemeinsam zu trinken und die Zeit totzuschlagen, indem sie interessiert jungen Frauen nachschauten, die gerade vorbeigingen. Bodjie war die Aufgabe zugefallen, als Sprachrohr der Clique zu fungieren und die Scheu seiner Kumpanen zu überspielen. So grüßte er beispielsweise flanierende Mädchen und Damen mit einem »Maridol, Arthur lässt Dich herzlich grüßen!«

Alles nur Gelächter?

Rücksicht für Behinderte wird zwar früh gelernt, doch im Alltagsleben zeigen sich Menschen oft unsensibel ihnen gegenüber. Sie imitieren die Sprache, Gestik und den Habitus der Behinderten, versuchen sie in ernste Gespräche zu verwickeln, um sich dann auf ihre Kosten zu amüsieren. Nicht selten werden geistig behinderte Frauen auch sexuell belästigt. Ich weiß nicht genau, ob es noch heute

kirmesähnliche Veranstaltungen gibt, auf denen die Behinderung von Menschen als Sensationsnummer vermarktet wird. Niemand würde sein behindertes Kind aussetzen oder vorsätzlich vernachlässigen, wo Leute es wiedererkennen könnten. Dies führte zu sozialen Sanktionen und sei es nur in Form von Dorftratsch. Interessant ist überdies, dass behinderte Bettler, die von Haus zu Haus Essen und Geld erbitten, Fremde sind.

Die Familiarität, das enge Beziehungsgeflecht im Gemeindeleben sowie ein ausgeprägtes, verinnerlichtes Gefühl von Gruppenzugehörigkeit erlauben ein solches »name calling« und gleichzeitig das Privileg, Behinderte entsprechend zu titulieren und sie liebevoll zu necken. Trotz existierender unsensibler Umgangsformen vis-à-vis Behinderten sind diese relativ stark sozial integriert. Sie spielen im Gemeinwesen bestimmte Rollen, werden demgemäß akzeptiert und wahren so ihre Identität. Obgleich auf deren Kosten Witze gerissen werden, wissen Eingeweihte sehr wohl, wann die Grenzen erreicht sind und der Spaß aufhört. Verstößt jemand gegen diese Regel, wird der oder die Beleidigte in Schutz genommen und verteidigt. Einem Außenstehenden ist es nicht gestattet, sich über Behinderte im eigenen Umfeld zu mokieren. (In den Philippinen ist es schier undenkbar, dass Behinderte allein wegen ihrer Behinderung tötlich angegriffen oder gar getötet werden. Dort rufen Berichte, wonach in Deutschland in den vergangenen Jahren derartige Fälle geschahen, absolutes Unverständnis und tiefe Abscheu hervor!) Städtisches Leben lässt ungleich weniger persönliche Beziehungen zu und schränkt gegenseitige Familiarität ein. Dort zeigen die Leute mehr Abstand, betrachten Behinderte eher als arme Kreaturen und geben ihnen vielleicht Almosen, aber da hört dann auch schon ihr Mitgefühl auf. Andererseits möchten sie nicht mit der Behinderung konfrontiert sein und ignorieren deshalb solches Missgeschick.

Wenn rationale Gründe versagen, das Phänomen Behinderung und den Umgang mit behinderten Menschen zu erklären, bleibt letztlich der Verweis auf die ausgeprägte Religiosität und den starken Glauben der Filipinos an göttliche Belohnung oder Bestrafung. So bedeutet denn ein behindertes Kind gleichzeitig auch unerwarteter Segen; es beschert seiner Familie Trost und Freude und bringt all denen Glück, die es aufnehmen.